

»Die Dorfgemeinschaft«

(In)Begriff sozialer Nähe und gesellschaftlichen Zusammenhalts?

Sara Schiemann, Melanie Rühmling und Andreas Klärner

Ländliche Räume unterliegen vielfältigen Wandlungsprozessen, die mit Veränderungen von Lebenswelten und Alltagspraktiken der Bewohner*innen einhergehen (bspw. Vogelgesang u.a. 2018; Richter 2019). Eines scheint jedoch unerschütterlich: die statischen Vorstellungen über die sogenannte *Dorfgemeinschaft*.

In öffentlichen Diskussionen und politischen Debatten wird mit der Dorfgemeinschaft ein homogener Sozialraum konstruiert, der durch persönliche Nähe und hohe Vertrautheit gekennzeichnet, gleichsam geschlossen und nur schwer zugänglich ist, was als vermeintliches Spezifikum ländlicher Räume gilt. Mitzuschwingen scheinen hierbei fortwährend normativ aufgeladene Vorstellungen darüber, was eine ›gute‹, ›lebendige‹ oder eine ›aktive‹ Dorfgemeinschaft ist.

So konstatiert das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) unter dem Stichwort »Dorfentwicklung«, dass eine »aktive Dorfgemeinschaft« unverzichtbar für die sogenannte Zukunftsfähigkeit ländlicher Räume sei:

»Das Leben im Dorf kann eine hohe Lebensqualität bieten. Ländliche Regionen sind Wohn-, Arbeits- und Kulturräume in einem naturnahen Umfeld. Unverzichtbar ist dabei eine aktive Dorfgemeinschaft, die ihren Ort bewusst für das Hier und Jetzt und die Zukunft gestaltet.« (BMEL 2021)

Wie das Beispiel aufzeigt, sind staatliche Förder- und Entwicklungsmaßnahmen für ländliche Räume zur Stärkung des Miteinanders seitens politischer Akteur*innen auch mit der Vorstellung verbunden, die Dorfgemeinschaft könne (und solle) Engpässe in der Daseinsvorsorge aufwiegen, die durch

den Rückzug staatlicher Strukturen entstehen (Kleiner/Klärner 2019, 10f.). Die tatsächliche Praxis der sozialen Beziehungen in konkreten Dörfern sowie mögliche (neue) Konfliktlinien und soziale Ungleichheiten, die sich in ländlichen Räumen manifestieren, bleiben in diesem Argumentationsstrang jedoch ausgeklammert.

Politisch relevant wird der Begriff der Dorfgemeinschaft aber auch, wenn das damit einhergehende postulierte ›Wir-Gefühl‹ Abgrenzungen und Ausschlüsse ›der Anderen‹ (re-)produziert. Deutlich wird dies zum Beispiel, wenn die Zuschreibungen ›Zugezogene‹ und ›Alteingesessene‹ herangezogen werden, um mögliche Konfliktlinien innerhalb der sozialen Beziehungen zu beschreiben (bspw. Schmidt 2011): Wer gehört zur Dorfgemeinschaft? Wer gehört nicht dazu?

Mancherorts lassen sich auch Auffassungen von einer Dorfgemeinschaft identifizieren, die den Gedanken an ein demokratisches Zusammenleben und dem gesellschaftlichen Zusammenhalt konträr entgegenlaufen, da sie stattdessen die Ideologie einer ›deutschen Volksgemeinschaft‹ verfolgen, die ganz klar auf den Ausschluss ›der Anderen‹ oder ›der Fremden‹ zielt (siehe bspw. Buchstein/Heinrich 2010).

Auch Bewohner*innen ländlicher Räume nutzen in Gesprächen und in Interviews, die wir in verschiedenen Projekten geführt haben (bspw. Berger u.a. 2015; Rühmling/Schiemann 2019, Keim-Klärner u.a. 2021), den Begriff der Dorfgemeinschaft immer wieder von sich aus, um die sozialen Beziehungen an ihren Wohnorten zu beschreiben und sich selbst darin zu positionieren. So beklagen beispielsweise ›Zugezogene‹ ihre Unzufriedenheit mit der sozialen Einbindung im Dorf oder Engagierte ein vergebliches Bemühen um die Beteiligung der Nicht-Engagierten.

Die Dorfgemeinschaft ist ein soziales Konstrukt, das mit vielfältigen Einfärbungen, Hoffnungen und Konnotationen einhergeht (siehe auch Delitz 2019, 327f.), die im landsoziologischen und vor allem im politischen Diskurs jedoch nur selten problematisiert werden. Gängige Kurzformeln wie Dorfgemeinschaft = soziale Nähe, Gemeinschaft = Demokratie oder Gemeinschaft = gesellschaftlicher Zusammenhalt sind nicht ohne Vorannahmen gedacht, die es offenzulegen gilt und daher zu einer dezidierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung im Sinne einer gewissenhaften Begriffsbildung auffordert.

Ausgehend von einer soziologischen Annäherung an rurale Sozialbeziehungen anhand von Tönnies und Simmel (Abschnitt 2) geht der Beitrag zunächst empirisch anhand von narrativen Interviews der Frage nach: Wie

sprechen Bewohner*innen ländlicher Räume über die Dorfgemeinschaft am jeweiligen Wohnort? (Abschnitt 3) Anschließend werden die Ergebnisse in Rückbezug auf die politischen Implikationen einer idealtypischen Konzeption von Dorfgemeinschaft diskutiert (Abschnitt 4) und das (Spannungs-)Verhältnis zur alltagsweltlichen Bedeutung und Relevanz der Dorfgemeinschaft für die Bewohner*innen sowie weiterführende Fragestellungen in diesem Kontext aufgezeigt (Abschnitt 5).

1. Die Dorfgemeinschaft – eine soziologische Annäherung

Ohne es konkret zu formulieren, wird der Begriff »Dorfgemeinschaft« vor allem im politischen Diskurs und im Alltagssprachlichen Gebrauch oftmals verwendet, um die sozialen Beziehungen aller Bewohner*innen eines konkreten Ortes zueinander zu beschreiben, wobei die Dorfgemeinschaft als ein fürsorgliches, solidarisches und daher implizit immer wünschenswertes Miteinander gedacht wird. Das Fehlen einer Dorfgemeinschaft wird hingegen als Zeichen für konflikthafte Sozialbeziehungen gedeutet.

Bereits vor fast 100 Jahren wurde in Deutschland die Vergangenheit der Dorfgemeinschaft idealisiert und ihre »Zersetzung« im Zuge von Industrialisierung, Verstädterung, Landflucht und – antisemitisch konnotierter – Tauschwirtschaft beklagt sowie als »vielfach zerstört« beschrieben (Scholz 1928). Adorno bezeichnete Mitte des 20. Jahrhunderts mit dem Begriff »Provinzialität« eine Geisteshaltung, die das Eigene in den Gegensatz zum Fremden stellt und aufgrund von spezifischen Vergesellschaftungsformen und sozialen Verhältnissen tendenziell eher in ländlichen Räumen zu finden sei (Belina 2021).

In kritischer Perspektive wurde die Dorfgemeinschaft in den 1970er-Jahren dann, nach einem erneuten Industrialisierungs- und Verstädterungsschub nach dem Zweiten Weltkrieg, als »Not- und Terrorzusammenhang« (Jeggle/Ilien 1978) analysiert, die sich nach außen abschottet und in der das Individuum sich Familie, Verwandtschaft und eben dieser Dorfgemeinschaft unterordnen muss.

Um sich dem Begriff der Dorfgemeinschaft aus sozialwissenschaftlicher Perspektive zu nähern, liefern die klassischen soziologischen Ansätze zu Grundmustern sozialer Ordnungen von Tönnies (1991 [1935]) mit der Gegenüberstellung von Gemeinschaft versus Gesellschaft sowie Simmel (2006

[1903]) mit einer Gegenüberstellung von Bewohner*innen städtischer und ländlicher Wohnorte geeignete Anhaltspunkte (siehe Tabelle 1):

Tabelle 1: Grundmuster sozialer Ordnungen nach Tönnies 1991 [1935] und Simmel 2006 [1903]

Gemeinschaft	Gesellschaft
Dorf, Kleinstadt	Stadt
Soziale, persönliche Nähe	Soziale Distanz, flüchtige soziale Beziehungen
Gefühl, Gemüt	Geist, Verstand
Primäre Beziehungen, Verwandtschaft, Familie (Mutter-Kind, Mann-Frau, Geschwister), Verbindlichkeit	Abstrakte Marktbeziehungen
Produktion für die Kund*innen	Produktion für den Markt, Geldwirtschaft
Zwänge	Freiheit
Altruismus	Egoismus
Gruppenzugehörigkeit	Vereinzelung, Individualisierung
»Familienmensch«	Individualität

Quelle: Eigene Darstellung

Aus dieser dichten Verflechtung und dichotomen Konzeptualisierung der Gegensatzpaare »Gemeinschaft/Gesellschaft« und »Dorf/Stadt« könnte der Eindruck hervorgehen, in ländlichen Räumen beziehungsweise in Dörfern und Kleinstädten sei Gemeinschaft von je her und sozusagen zwangsläufig vorhanden.

2. Wie sprechen Dorfbewohner*innen über »die Dorfgemeinschaft«?

Die Grundlage unserer empirischen Analyse bilden insgesamt 21 qualitative Interviews, die in ländlichen Räumen von Mecklenburg-Vorpommern zwischen Juli 2018 und Juni 2019 im Rahmen der Dissertationsprojekte der Autorinnen geführt wurden.¹ Aus einer formalen Perspektive, die sich auf die

1 Sara Schiemann »Soziale Beziehungen in ländlichen Räumen« (Arbeitstitel), Melanie Rühmling »Bleiben in ländlichen Räumen – Bleibenslebensweisen von Frauen in länd-

bisherigen Wohnorte beziehungsweise Wohnortswechsel der Personen bezieht, handelt es sich bei den Gesprächspartner*innen sowohl um Gebliebene, das heißt jene, die bereits ihr Leben lang vor Ort wohnen, Rückkehrer*innen, jene Personen, die in den Ort des Aufwachsens zurückgekehrt sind und Zugezogene, jene Personen, die nicht aus diesem Ort stammen. Diese formale Kategorisierung deckt sich jedoch nicht zwangsläufig mit der eigenen Verortung der Gesprächspartner*innen (siehe auch Rühmling 2021). Die Interviews waren offen und biographisch-narrativ gestaltet, sodass Thesen aus dem sozialen Feld heraus generiert werden konnten, d.h. im Rahmen des Vorgehens stand die Themensetzung durch die Befragten im Vordergrund. Erzählungen über die Dorfgemeinschaft sind somit aus der Situation entstanden und waren nicht im Vorhinein als spezifischer Fokus angelegt. Für die wissenschaftliche Analyse wurden die geführten Gespräche anonymisiert, wortwörtlich verschriftlicht, mit einem offenen Kodierverfahren ausgewertet (Strauss 1991) und für diese Veröffentlichung pseudonymisiert.

2.1 Bezugspunkte des Begriffs »Dorfgemeinschaft«

Die explizite Verwendung des Begriffs »Dorfgemeinschaft« in den Interviews liefert erste Hinweise darauf, welche Bezugspunkte durch die Gesprächspartner*innen mit Blick auf deren Alltagspraktiken gesetzt werden. Eine Interviewpartnerin berichtet von einer Dorfgemeinschaft innerhalb des Ortes, die sich aus ihrer Sicht durch die räumlichen Gegebenheiten formiert:

»[...] die Siedlung is so ne Dorfgemeinschaft für sich, also so ne Gemeinschaft für sich. Ich mein, wir haben natürlich auch den Vorteil, wir sind hier beide aufgewachsen, jeder kennt uns. Ähm, also ich brauch mit den Zwillingen, wenn ich durch die Straße geh, gut immer, ähm, also ne halbe Stunde locker, weil im Winter sind nim- nicht so viele draußen, aber wenn der Sommer kommt, komm ich hier nicht vorbei, ne, ohne, dass hier irgendwelche Rentner immerzu darein gucken. Die kennen genau die Uhrzeiten, wann ich mit den Kindern geh »Oh, du warst heut gar nicht, äh, spazieren. Ja, war ja auch so windig.«, Ich so »Äh, ich bin nur andersrum gegangen.« ne.« (Interview Frau Hildenbrandt, 30 Jahre, 1.300 EW)

lichen Räumen aus MV« (Rühmling 2021); siehe auch <https://www.thuenen.de/de/lr/projekte/wohnen-in-laendlichen-raeumen/>.

In dieser Passage werden gängige Erzählungen zur Dorfgemeinschaft angeführt: die persönliche Nähe zueinander, man beobachtet, was andere Bewohner*innen machen, man achtet auf die anderen, man kontrolliert und registriert aber auch Abweichungen. Die Befragte thematisiert an dieser Stelle zudem alltägliche routinierte Begegnungen, die für sie mit einer gewissen Ambivalenz verbunden sind.

Eine weitere Interviewte benennt die gemeinsamen Begegnungen auf öffentlichen Veranstaltungen als ein Element der Dorfgemeinschaft:

»[...] es gibt jetzt auch n Osterfeuer, das heißt, es gibt auch so ne Art Dorfgemeinschaft, die aber, ja wie gesagt, die nicht in so 'n bedrängenden Modus kommt, weil das würde ich nicht wollen.« (Interview Frau Steinhagen, 40 Jahre, 150 EW)

Im Gegensatz dazu sind Begegnungen bei öffentlichen Veranstaltungen für eine andere Gesprächspartnerin ein weniger relevantes Kriterium, stattdessen bezieht sie sich auf die Anzahl der Einwohner*innen. Interessanterweise erscheint ihr diese als zu gering, um aus ihrer Sicht eine ›richtige Dorfgemeinschaft‹ bilden zu können:

»Also dadurch, dass es 'n recht kleines Dorf ist, ich würd jetzt vielleicht nicht sagen, es ist ne Dorfgemeinschaft, aber es gibt... So, dass sich jetzt vor allen auch 'n paar Jugendliche jetzt dazu aufgemacht haben..., also wir machen jetzt mal ne Halloweenparty oder wir machen Sommerfest oder... Es ist aber wirklich alles im kleinen Rahmen, weil wie gesagt, wir bewegen uns [hier im Ortsteil, Anm. d. A.] zwischen 70 und 80 Bewohnern, Bewohnerinnen.« (Interview Frau Elsner, 38 Jahre, 1.100 EW)

In den aufgeführten Passagen werden verschiedene Interaktionsformen im Kontext von Dorfgemeinschaft angeführt: regelmäßige öffentliche wie außeralltägliche Veranstaltungen (Osterfeuer, Sommerfest, Halloweenparty) und alltägliche, flüchtige Begegnungen (u.a. bei »Dorfrunden« oder »Zaungesprächen«). In weiteren Gesprächen wurden zudem noch vielfach informelle Zusammenkünfte (u.a. Richtfeste, Geburtstagsfeiern) als Interaktionsanlässe angeführt. Charakteristisch ist das angedeutete Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz bei allen Interaktionsformen. Einerseits wirken sich diese konstituierend und festigend auf die sozialen Beziehungen am Wohnort aus, andererseits wird auch von einer gewissen Unausweichlichkeit und einem wahrgenommenen Kommunikationszwang berichtet.

Diese Interviewpartnerin beispielsweise beschreibt die Alltagsbegegnungen als erfreuliche Anlässe, um mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen:

»[...] für mich ist es die typische Kleinstadt. Jeder kennt jeden. Man geht ja denn auch, ich bin hier aufgewachsen ne, nur so: Eine Hand hoch ›Tach, tach!‹, so geht man ja nur durch [Wohnort] und überall trifft man jemand, mit dem man erzählen kann.« (Interview Frau Veith, 31 Jahre, 9.500 EW)

Eine weitere Gesprächspartnerin erzählt von einer gefühlten Verpflichtung zum Gespräch im »Dorfkern« und ihrer Strategie, ungewollte Gespräche mit anderen Bewohner*innen zu vermeiden, indem sie gezielt Wege nutzt, die wenig frequentiert werden:

»[...] aber ich kann hier aufm Acker gehen und treff gar keinen. Ist auch gut. Manchmal trifft jemanden und redet noch paar Worte, aber ist auch nicht schlimm, wenn man nicht redet.« (Interview Frau Liebig, 56 Jahre, 3.800 EW)

Die Freiwilligkeit der Interaktionen und die Aufrechterhaltung einer gewissen Distanz spielen in den Interviews immer wieder eine wichtige Rolle. Die Überschreitung dieser Distanz wird oftmals als übergriffig beschrieben. Somit wird hier deutlich, dass soziale Beziehungen und die Interaktionen der Bewohner*innen untereinander nicht per se als positiv gewertet werden, sondern an ein größeres Spektrum von Vorstellungen über das Miteinander gekoppelt sind.

2.2 Aufeinander achten – persönliche Nähe und soziale Kontrolle

Wenngleich die emotionale Nähe in anderen Beziehungsformen, beispielsweise Freundschaften, höher sein kann, wird von den meisten Gesprächspartner*innen über ein positiv besetztes Aufeinander-Achten und gegenseitige Fürsorge im Ort berichtet, wie auch ebenjene Gesprächspartnerin erzählt:

»Na man achtet aufeinander. Also das ist, wenn Frau [Name] lange nicht zu sehen war, dann ist klar, irgendwas ist passiert so, also weil sie ist halt immer da so, also sie läuft immer mit ihrem Hund die Runde und dann ist auch klar, beim nächsten Mal frag ich das, frag, was los war und denn erzählt sie auch.« (Interview Frau Steinhagen, 40 Jahre, 150 EW)

In den Interviews wird mehrfach erwähnt, dass dieses Aufeinander-Achten an die Bekanntheit untereinander und ein Wissen über die Lebensumstände

gebunden ist, die von den Gesprächspartner*innen auch negativ wahrgenommen werden. Die Redewendung »jeder kennt jeden« wird in diesem Zusammenhang nicht angebracht, um in erster Linie eine Zustandsbeschreibung zu formulieren, sondern vielmehr, um ebenjene Ambivalenz zum Ausdruck zu bringen, wie die folgende Interviewpassage verdeutlicht:

»Und jeder kennt jeden, ne? [...] also mich kennen sowieso viele Leute, weil dadurch, dass meine Mutter Lehrerin ist hier. Mich sprechen ganz viele Leute an [...], dann sag ich immer »Mama, ich soll dich wieder grüßen, aber ich weiß nicht von wem«, ne? [...] ja, man muss schon immer nett und freundlich erstmal grüßen, ne? So grade die Älteren, weil die ja auch schnell bockig werden hier so, ne? Aber ja so und wenn man so, dass wir jetzt uns n neues Auto am Montag gekauft haben, das weiß auch der ganze Ort, da muss man einfach mit leben.« (Interview Frau Hildenbrandt, 30 Jahre, 1.300 EW)

Festzuhalten bleibt, dass das Aufeinander-Achten in ruralen Orten auf ein Wissen der Bewohner*innen von- und übereinander verweist. Dieses kann sowohl mit positiven wie mit negativen Konnotationen verbunden sein und lässt sich in spezifischen Vorstellungen von Nähe und Distanz im Miteinander verorten.

2.3 Unterstützungsleistungen und Reziprozität

Gegenseitige Unterstützungsleistungen bilden für die Gesprächspartner*innen oftmals Erleichterungen im Alltag. Die angenommene Reziprozität und damit verbundene wechselseitige Erwartungshaltung werden jedoch sehr unterschiedlich wahrgenommen und praktiziert. Sie variieren von keiner erforderlichen Gegenleistung, gleichwertigen Gegenleistungen oder auch einem wahrgenommen »Kontingent«, das sich erschöpfen kann, wenn im Zeitverlauf keine Gegenleistungen erfolgen. Ein Interviewpartner erzählt, dass die Bekanntheit der Bewohner*innen untereinander auch mit einem Sich-Helfen verbunden ist. Aus seiner Sicht ist eine direkte Gegenleistung nicht erforderlich:

»Ja, Landleben in dem Sinne seh ich nich nur die Natur, sondern auch was so die Nachbarschaft angeht, wie man miteinander umgeht oder, dass das halt alles so n bisschen locker is und, sach ich ma, nich verbindlich, aber es gibt halt trotzdem irgendwo... [...] Dadurch, dass man sich kennt, hilft man

sich halt auch, ohne irgendwie was vielleicht zu erwarten.« (Interview Herr Milbrandt-Besser, 35 Jahre, 6.500 EW)

Eine andere Gesprächspartnerin sieht die gegenseitige Unterstützung neben den sich konkreten Gefallen-Tun auch in einem spezifischen Vertrauensverhältnis, das in einem Sicherheitsgefühl mündet. Dieses äußert sich ihrer Meinung nach in der Achtung vor dem Eigentum anderer. Im Gegensatz zum urbanen Lebensraum sieht sie hier eine spezifische Qualität, die sie mit ländlichen Räumen verbindet:

»Und völlig klar unterstützt man sich. Was weiß ich, Pakete hin und her, das ist alles überhaupt kein Problem. [...] was ich total genieße, ich muss hier nicht immer alles abschließen. Ich hab hier, ob das immer stimmt, weiß ich nicht, aber ich hab irgendwie nicht das Gefühl, dass mir hier einer das Auto vom Hof fährt. [...] Ja, aber ich finde das, ja für mein Lebensgefühl ist das tatsächlich schön, mein Fahrrad nicht anschließen zu müssen, meine Haustür nicht [...]. Und das ist eben im städtischen Kontext anders, logischerweise. Das ist möglicherweise auch in größeren Dörfern schon anders, aber hier ist es eben wie es ist und ich hab n totales Vertrauen, ja dass das so geht und das es völlig unproblematisch ist.« (Interview Frau Steinhagen, 40 Jahre, 150 EW)

Aufschlussreich an dieser Passage ist insbesondere, dass die Gesprächspartnerin einerseits von einem »Lebensgefühl« spricht, das sie mit der Dorfgemeinschaft verbindet und somit auf einer emotionalen Ebene anknüpft. Andererseits, und das wird im nächsten Zitat deutlich, hat sie eine stark ausgeprägte Wahrnehmung einer von ihr angenommenen gewissen Reziprozitätserwartung der anderen Bewohner*innen, was eher einer rationalen beziehungsweise funktionalen Ebene entspricht. Aus ihrer Perspektive muss eine Verhältnismäßigkeit gewahrt bleiben und die Hilfestellungen dürfen nicht übermäßig beansprucht werden:

»So, natürlich hilft man sich, also das darf man nicht ausnutzen, glaub ich, also gefühlt, das ist alles nicht besprochen, das ist nicht nachlesbar und auch nicht transparent kommuniziert, aber es gibt n klares Gefühl dafür so, das nutzt man nicht aus, aber wenn Not ist, dann kann man darauf zurückgreifen. Es muss nur ausgeglichen, also gefühlt muss es irgendwie ausgeglichen sein und [...] ich glaube nicht, dass irgendjemand zählt, kann ich mir nicht vorstellen, wir zählen jedenfalls auch nicht und trotzdem ist irgendwie klar,

dass es n bestimmtes Kontingent gibt.« (Interview Frau Steinhagen, 40 Jahre, 150 EW)

Ob die erwähnten gegenseitigen Unterstützungsleistungen nun aus einem solidarischen Gedanken heraus oder schierer Notwendigkeit entspringen, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Die jeweils angenommene Reziprozitätserwartung gibt Hinweise darauf, dass auch hier verschiedene Vorstellungen seitens der Bewohner*innen vorhanden sind.

2.4 Distinktion und Stereotype

Neben Beschreibungen von persönlicher Nähe finden sich in Erzählungen auch Distinktionen zwischen den Gesprächspartner*innen und anderen Bewohner*innen des Ortes, bei denen Abgrenzungen von »Ich/Wir vs. Die« hergestellt werden. Diese Differenzerzählungen variieren zwischen positiv konnotierter Wertschätzung und klarer Abwertung.

Das Alter wurde mehrfach als Dimension angeführt, über das sich wahrgenommene Differenzen aus Sicht der Gesprächspartner*innen offenbaren. Eine Gesprächspartnerin berichtet von dem Konfliktpotential, aber auch ihrer Wertschätzung gegenüber diesen »Anderen« und vermutet eine Wechselseitigkeit des Befremdens:

»Naja, es is halt schon nicht immer einfach bestimmte Menschentypen, die man vielleicht nicht so erleben würde, wären wir in 'ner größeren Stadt. Da nimmst du die vielleicht nicht so wahr. [...] Man kommt in 'ner Kleinstadt doch näher zusammen und berührt sich da eher mit Leuten, wo man vielleicht [...] drauf verzichten könnte. Ja, das is hier schon anders. Man kennt die dann auch vielleicht über n paar Ecken und so und, ja, das is so'n bisschen nervig vielleicht auch. [...] Ich weiß das genauso zu schätzen, ne? Diese älteren Leute... Grade so manchmal die Mecklenburger Urgesteine oder so. Das hat ja auch alles was für sich, ne? Da ist ja auch manchmal irgendwie was, was man toll findet, ne? Aber [...] man muss sich manchmal dann auch n bisschen n dickes Fell wachsen lassen. Genauso wie die wahrscheinlich.« (Interview Frau Besser, 32 Jahre, 6.500 EW)

Neben der Distinktion über das Alter und damit vermuteten Eigenheiten finden sich Abgrenzungen über das »Einheimisch-« versus »Zugezogen-Sein« in den Interviews. Eine Gesprächspartnerin berichtet von der von ihr wahrgenommenen Besonderheit des »Einheimischen-Status« als Faktor dafür, wie

strikt die soziale Kontrolle durch die anderen Bewohner*innen ausfällt. Im Gegensatz zu einem anderen Paar konnten sie und ihr Partner während der Bauaktivitäten am Haus sehr frei agieren, ohne soziale Restriktionen fürchten zu müssen:

»oder auch als wir gebaut haben, [...] hat keiner gewagt, was zu sagen, weil wir einfach von hier kommen und das junge Paar, was sich dort das Haus gekauft hat, [...] da ist das schon anders, ne? Also, weil die Leute denn sagen ›Oh die bauen schon wieder. Ist doch Mittagszeit. Ist doch so spät abends, ne?‹ Das hat bei uns keiner gewagt zu sagen, weil wir einfach von hier kommen.« (Interview Frau Hildenbrandt, 30 Jahre, 1.300 EW)

Ein anderer Gesprächspartner, der selbst seit rund 20 Jahren im Ort wohnt, spricht dem »Einheimisch-« versus »Zugezogen-Sein« eine fortwährende Relevanz für die Ausgestaltung der sozialen Beziehungen zu, in der er sich selbst als abgekoppelt verortet und von einer Art Geschlossenheit sozialer Kreise berichtet. Diese wiederum führt er auf die Differenz der von ihm vermuteten Mentalitäten zurück:

»aber die [Bewohner*innen vom Ort] [...] sitzen ja lieber abends zu Hause oder irgendwo hinten in der Garage und trinken ihr Bier, bevor sie in irgendeinen Laden reingehen. Das ist so die Mentalität, die so'n bisschen dröge ist, ne? Wenn man in irgendeine Gruppe reingekommen ist, die die diese privaten Garagen – ich sag nicht Besäufnisse, diese netten Veranstaltungen irgendwo bei jemand auf'm Grundstück machen, denn ist das toll. Da sind die Leute auch richtig schön. Aber so, ich sag mal, was Öffentliches, das ist so'n bisschen, ja.« (Interview Herr Mirau, 61 Jahre, 9.500 EW)

In diesem Abschnitt zeigt sich insbesondere, dass die von außen herangetragene Vorstellung, dass es sich bei den Bewohner*innen ländlicher Räume um eine irgendwie »homogene Masse« handelt, keinesfalls die lebensweltliche Realität der Bewohner*innenschaft abbildet. Vielmehr wird deutlich, dass Differenzierungsmechanismen eine Rolle für die eigene Selbstverortung der Gesprächspartner*innen spielen. Wie handlungsleitend die angeführten Distinktionen und Selbstverortungen sind, variiert je nach Konnotation und Deutung der gesetzten Differenzierungslinien in Bezug auf die Vorstellungen vom Miteinander.

3. Diskussion der Ergebnisse

Die Analyse des Interviewmaterials hat gezeigt, dass die sozialen Beziehungen der Bewohner*innen zwischen einem Aufeinander-Achten im Spannungsfeld von Fürsorge beziehungsweise gegenseitiger Unterstützungsleistungen (siehe auch Klärner/Knabe 2019) und sozialer Kontrolle changieren. Es existiert gleichzeitig der Wunsch nach Begegnung und der Wunsch nach Distanz (siehe auch Rackow/Sparschuh 2019). In Rückbezug auf die theoretischen Konzepte von Gemeinschaft erscheint es auf den ersten Blick so, als würde sich in den Interviews bestätigen, was Simmel und Tönnies idealtypisch herausgearbeitet haben – insbesondere was die Ambivalenz von Nähe, Vertrautheit, Kontrolle und Zwang betrifft. Und ebendies kann als erster Befund festgehalten werden: Die Bewohner*innen ländlicher Räume reproduzieren gängige (oder gar stereotype) Vorstellungen über »das Dorf« und greifen bei ihren Erzählungen zur Dorfgemeinschaft auf entsprechende Bezugspunkte beziehungsweise Klischees und Ambivalenzen zurück.

Desweiteren beschreiben die Interviewpartner*innen verschiedene Faktoren, die ihrer Ansicht nach das soziale Gefüge beeinflussen und auch konflikt-hafte Interaktionen begünstigen. Darüber hinaus sind Distinktionsmechanismen wirksam. Allen voran werden dabei Dimensionen angeführt, die sich aus soziologischer Perspektive als Sozial- und Milieustruktur werten lassen. Insbesondere der Wunsch nach einer gewissen Distanz zu anderen Bewohner*innen wurde mehrfach mit dem Alter, Generationszugehörigkeit oder (vermuteten) Milieu-Spezifika von »Einheimischen« und »Zugezogenen« kontextualisiert. In der Wahrnehmung der Bewohner*innen werden diese Dimensionen wiederum weniger im Zusammenhang mit den entsprechenden Lebensentwürfen/-situationen »der Anderen« betrachtet, sondern eher essentialistischen »Mentalitäten« zugeschrieben. So lässt sich als zweiter Befund festhalten: Die Bewohner*innenschaft und die Dorfgemeinschaft sind heterogener und stärker von Konfliktlinien durchzogen (siehe auch Schiemann/Steinführer 2021), als es die politische Vorstellung von der »lebendigen Dorfgemeinschaft«, die auf die Zukunft gerichtete gemeinsame Ziele verfolgt, suggeriert. Zu fragen ist generell, inwieweit die Bewohner*innenschaft kongruent zur Dorfgemeinschaft ist und welche sozialen Positionierungen und Distinktionen zu möglichen Ausschlüssen (siehe auch Zinn-Thomas 2019) führen.

Als weitere Einflussfaktoren auf die sozialen Beziehungen in Dörfern und Kleinstädten wurden in den Interviews die bisherige Wohndauer sowie die An- und Abwesenheit am Ort thematisiert, zum Beispiel durch eine Berufs-

tätigkeit außerhalb oder die Nutzung des Hauses als reines »Urlaubsdomizil«. Diese Alltagsbeobachtungen decken sich mit wissenschaftlichen Befunden: Wohn- und Arbeitsorte sind auch in ländlichen Räumen immer seltener identisch (Keim-Klärner 2021). Hinzu kommen Veränderungen der ländlichen Räume und ihre Bevölkerungsentwicklungen aufgrund des demographischen Wandels (Kröhnert 2020). Diese Prozesse gehen mit einem sozialen Wandel von Lebenswelten und Alltagspraktiken einher und wirken sich auf die sozialen Beziehungen vor Ort aus (siehe u.a. Henkel 2014; Becker/Tuitjer 2016). Daran anschließend lässt sich der dritte Befund ableiten: Die bloße Anwesenheit der Bewohner*innen am selben Ort beziehungsweise den offiziellen Wohnort der Personen mit deren sozialen Kreisen gleichzusetzen kann nur eine Idealvorstellung oder vielmehr eine Imagination sein, die der Alltagsrealität nicht entspricht.

Der Gemeinschaftsbegriff ist aus soziologischer Perspektive somit in mehrfacher Hinsicht für den politischen Diskurs mit Schwierigkeiten besetzt: Dörfer und Kleinstädte sind keine in sich abgeschlossenen Gebilde und anders als in den politischen Implikationen, die eine Dorfgemeinschaft als etwas durchweg Positives und Wünschenswertes darstellen, sind Ambivalenzen, konflikthafte Interaktionen und Beziehungen sowie Differenzierungslinien präsente und alltagsrelevante Elemente des dörflichen Sozialgefüges. Ein theoretisches Konzept, das sowohl den Prozess als auch die Beziehung zwischen Individuen sowie das wechselseitige aufeinander Einwirken der Individuen betont, ist das der *Vergesellschaftung*. So schlägt beispielsweise auch Beetz vor, das Zusammenleben sowohl in Dörfern (2004, 151) als auch in Kleinstädten »weniger als Siedlungstyp, sondern als eine Form lokaler Vergesellschaftung zu sehen« (2017, 52). Aus dieser Perspektive wird Dorfgemeinschaft unter lokalspezifischen Gegebenheiten in einem fortlaufenden Prozess durch die jeweiligen Bewohner*innen permanent hergestellt.

4. Fazit

Festzuhalten bleibt: Für das Selbstverständnis und die Praktiken der Bewohner*innen ländlicher Räume besitzen die sozialen Beziehungen am Wohnort eine alltagsweltliche Bedeutung. Es zeigt sich eine empirisch auffindbare Relevanz des Konzeptes der Dorfgemeinschaft. Die jeweiligen Lebenssituationen sowie Lebensentwürfe unterscheiden sich jedoch bei genauem Blick

viel mehr, als es in manchen öffentlichen Diskussionen und politischen Debatten zunächst erscheint. Die Dorfgemeinschaft stellt zwar insgesamt einen Bezugspunkt für die Bewohner*innen dar, zugleich haben die Erzählungen verdeutlicht, dass der Wunsch nach sozialer Einbindung, nach persönlicher Nähe und hoher Vertrautheit mit den Personen am Wohnort nicht per se und in gleichem Umfang bei allen ein einendes Moment ist. Somit kann an dieser Stelle kritisch hinterfragt werden, inwiefern »Dorfgemeinschaft« ein geeigneter Begriff im politischen Diskurs ist beziehungsweise ein politisch zu fördernder Zustand sein kann – insbesondere, wenn damit das Ziel verbunden ist, »Potentiale« in den Dörfern und Kleinstädten zu »aktivieren« und »auszuschöpfen«.

Eine idealisierte wie vereinfachte Vorstellung ländlicher Räume, seiner Bewohner*innen und deren Miteinander verstellt den Blick auf die Lebensrealitäten und die Pluralität der Biographien, Lebenssituationen und -entwürfe der Bewohner*innen vor Ort. Sinnvolle und passgenaue Förderprogramme für ländliche Räume lassen sich auf dieser Grundlage vermutlich nur schwer entwickeln, beziehungsweise entwickeln sie ihre Wirkung nur an jenen Orten, die tatsächlich sozial homogen zusammengesetzt sind. Orte, die durch sozialstrukturelle Heterogenität sowie durch Fluktuation, Mobilität oder Multilokalität der Bewohner*innen gekennzeichnet sind, bedürfen Maßnahmen, die diese Spezifika berücksichtigen. Politische Vorhaben, die die soziale und gesellschaftliche Teilhabe voranbringen möchten, sollten weiterhin die Schaffung von Begegnungsmöglichkeiten im Blick haben, wie es beispielsweise auch das »Soziale-Orte-Konzept« (u.a. Neu/Nikolic 2020, 181) nahelegt. Schließlich sind die Gelegenheiten zur Begegnung eine Grundlage, um das Wissen übereinander sowie Interaktionen und Beziehungen, die gemeinsame Erfahrungen schüren, überhaupt erst zu ermöglichen beziehungsweise aufrecht zu erhalten. Gleichzeitig münden soziale Beziehungen nicht per se in einer Unterstützungs- oder Solidargemeinschaft, sondern ihnen liegt auch immer das Potential von Konflikthaftigkeit oder Belastung inne. Zudem ist darüber nachzudenken, welche Personen über welche Ressourcen verfügen, um andere überhaupt unterstützen zu können, welche Machtverhältnisse sich zwischen Unterstützenden und Unterstützten daraus eventuell ergeben und wie diese im Miteinander wirksam werden. Daher ist auf der politischen Ebene stets kritisch zu reflektieren, welche sozialen Ungleichheiten und Ausgrenzungen durch Förderprogramme (re-)produziert werden oder unsichtbar bleiben.

Ein weiterer Aspekt liegt in der Frage, was mit der zugeschriebenen sozialen Nähe in ländlichen Räumen jeweils konkret gemeint ist und welche alltagsweltliche Bedeutung dem beigemessen wird. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive könnte unter sozialer Nähe auch die ähnliche soziale Positionierung der Bewohner*innen eines Ortes im Sinne der vertikalen beziehungsweise horizontalen Sozialstruktur gefasst werden. Das ist insofern relevant, als das in der öffentlich-politischen Diskussion mit sozialer Nähe in erster Linie Konzepte wie Zusammenhalt und Solidarität gemeint sind, die Distinktionen beziehungsweise Othering-Mechanismen aufgrund divergierender sozialer Positionierungen und mögliche Ausschlüsse eher zu überwinden versuchen. Insbesondere dort, wo Vorurteile, Stereotype und Distinktionsmechanismen gegenüber sozialstrukturell ungleich positionierten Menschen wirken, benötigt es auch Angebote sozialer Arbeit beziehungsweise der politischen Bildung, um für verschiedene Lebensentwürfe und -situationen zu sensibilisieren, Verständnis füreinander zu schaffen und einen ausgleichenden Umgang mit strukturellen Machtverhältnissen zu finden.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Becker, H./Tuitjer, G. (2016): Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993 und 2012. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 66, 17-22.
- Beetz, S. (2004): *Dörfer in Bewegung. Ein Jahrhundert sozialer Wandel und räumliche Mobilität in einer ostdeutschen ländlichen Region*. Hamburg: Reinhold Krämer Verlag.
- Beetz, S. (2017): Die kleine Stadt in der großen Moderne – small, slow oder smart? In: Busse, S./Beer, K. (Hg.): *Modernes Leben – Leben in der Moderne*. Wiesbaden: VS, 49-63.
- Belina, B. (2021): »Provinzialität« bei Adorno. In: *Geographische Zeitschrift* 109(2/3), 105-125.
- Berger, P. A./Klärner, A./Knabe, A./Carnein, M./Fischer, H./Prochatzki, K./Land, R./Willisch, A. (2015): *Aspekte der Armut in Mecklenburg-Vorpommern. Forschungsbericht im Auftrag der Arbeiterwohlfahrt Mecklenburg-Vorpommern*. Schwerin: AWO.
- Buchstein, H./Heinrich, G. (Hg.) (2010): *Rechtsextremismus in Ostdeutschland. Demokratie und Rechtsextremismus im ländlichen Raum*. Schwalbach: Wochenschau.

- BMEL – Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (2021): Dorfentwicklung. https://www.bmel.de/DE/themen/laendliche-regionen/dorfentwicklung/dorfentwicklung_node.html (letzter Zugriff 1.10.2021).
- Delitz, H. (2019): Gemeinschaft und Gesellschaft. In: Nell, W./Weiland, M. (Hg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin: J. B. Metzler, 326-337.
- Henkel, G. (2014): Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Jeggle, U./Ilien, A. (1978): Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang: Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner. In: Wehling, H.-G. (Hg.): Dorfpolitik. Opladen: Leske + Budrich, 38-53.
- Keim-Klärner, S./Bernard, J./Bischof, S./van Dülmen, Ch./Klärner, A./Steinführer, A. (2021): Analyzing Social Disadvantage in Rural Peripheries in Czechia and Eastern Germany: Conceptual Model and Study Design. Thünen Working Paper 170. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut.
- Keim-Klärner, S. (2021): Wandel der Arbeits- und Lebensverhältnisse in ländlichen Räumen. Online-Dossier zu Ländlichen Räumen. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/laendliche-raeume/340719/wandel-der-arbeits-und-lebensverhaeltnisse> (letzter Zugriff am 19.11.2021).
- Klärner, A./Knabe, A. (2019): Social Networks and Coping with Poverty in Rural Areas. In: *Sociologia Ruralis* 59(3), 447-473.
- Kleiner, T.-M./Klärner, A. (2019): Bürgerschaftliches Engagement in ländlichen Räumen. Politische Hoffnungen, empirische Befunde und Forschungsbedarf. Thünen Working Paper 129. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut.
- Kröhnert, S. (2020): Ländliche Räume und demographische Entwicklung. In: Kröhnert, S./Ningel R./Thomé, P. (Hg.): Ortsentwicklung in ländlichen Räumen. Ein Handbuch für planende und soziale Berufe. Bern: Haupt Verlag, 35-49.
- Neu, C./Nikolic, L. (2020): Mythos Gemeinschaft? Vom sozialen Zusammenhalt in ländlichen Räumen. In: Krajewski, C./Wiegandt, C.-C. (Hg.): Land in Sicht. Ländliche Räume in Deutschland zwischen Prosperität und Peripherisierung. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 170-183.
- Rackow, K./Sparschuh, V. (2019): Dörfliche Nachbarschaft – eine soziale Resource? Der Nordosten Deutschlands als Beispiel. In: Steinführer, A./

- Laschewski, L./Mölders, T./Siebert, R. (Hg.): Das Dorf. Soziale Prozesse und räumliche Arrangements. Münster: LIT, 133-151.
- Richter, R. (2019): Sozialer Wandel ländlicher Gesellschaften In: Nell, W./Weiland, M. (Hg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin: J.B. Metzler, 129-136.
- Rühmling, M. (2021): Bleiben in ländlichen Räumen. Bleibenslebensweisen am Beispiel von Frauen in ländlichen Räumen in Mecklenburg-Vorpommern. Dissertationsschrift. Rostock: Universität Rostock.
- Rühmling, M./Schiemann, S. (2019): Da! Gebliebene! Alltagsarrangements in ländlichen Räumen. In: Institut für Demokratie und Zivilgesellschaft (Hg.): Ländlicher Raum. (= Schriftenreihe: Wissen schafft Demokratie., Bd. 5) Berlin: Amadeu Antonio Stiftung, 16-27.
- Schiemann, S./Steinführer, A. (2021): In guter Gesellschaft? Sozialstruktur und soziale Beziehungen in Kleinstädten. In: Steinführer, A./Porsche, L./Sondermann, M. (Hg.): Kompendium Kleinstadtforschung. Hannover: Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft, 209-234.
- Schmidt, T. (2011): Einheimische und Zugereiste. Partizipation und soziale Modernisierung im ländlichen Raum. Wiesbaden: VS.
- Scholz, H. (1928): Bauern-Predigten: Die Dorfgemeinschaft. Heft 2. Braunau i. B: Scholle-Verlag.
- Simmel, G. (2006 [1903]): Die Großstädte und das Geistesleben. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Strauss, A. L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Tönnies, F. (1991 [1935]): Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Vogelgesang, W./Kopp, J./Jacob, R./Hahn, A. (2018): Stadt – Land – Fluss. Sozialer Wandel im regionalen Kontext. Wiesbaden: VS.
- Zinn-Thomas, S. (2019): Fremdheit im Dorf. In: Nell, W./Weiland, M. (Hg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin: J.B. Metzler, 167-174.

